

Michel Serres Die fünf Sinne

**Eine Philosophie
der Gemenge und Gemische
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1389

Seit gut dreißig Jahren begleitet Michel Serres die Entwicklungen in Kultur und Wissenschaft kommentierend und analysierend in seinen Büchern und Aufsätzen. Seine Arbeit ist geprägt von der Einsicht, daß die Vorzüge und Fehlentwicklungen der Moderne nicht ohne die beständige Auseinandersetzung mit der Geschichte von Kultur und Wissenschaft erkannt werden können – eine Auseinandersetzung, die sich als Kritik, als informierte, durch die Geschichte instruierte Kritik versteht und im Blick auf die Frage geschieht: Wo stehen wir, und wie kann, soll, wird es weitergehen?

Wie es weitergehen könnte mit einer Frage, der die Philosophie seit ihren Anfängen bei den Griechen nachgeht, damit befaßt sich sein Buch über *Die fünf Sinne*: mit der Frage nach dem Verhältnis zwischen dem denkenden, erkennenden, sprechenden Subjekt und dem, was ihm durch seine Sinne unmittelbar gegeben ist. Und es befaßt sich auf unerwartete Weise mit seinem Gegenstand, denn es handelt nicht von Platon und Aristoteles, von Hume und Kant, sondern: von Hüllen und Häuten, von Lärm und Stille, von *fast food* und guten Weinen, von Liebe und dem Geschwätz über die Liebe; von einem Prozeß, in dem die Sprache von der Sinnlichkeit gereinigt wurde und die Sinnlichkeit ihrer Sprache verlustig ging.

Michael Serres, geb. 1930, ist seit 1990 einer der vierzig »Unsterblichen« der Académie française. Von seinen Werken liegen in deutscher Übersetzung vor: *Hermes* (fünf Bände), Berlin 1991 ff.; *Carpaccio. Ästhetische Zugänge*, Reinbek 1981; *Der Parasit*, Frankfurt a. M. 1981 und 1987 (stw 677); *Ablösung. Eine Lehrfabel*, München 1988; *Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische*, Frankfurt a. M. 1993 und 1988 (stw 1389); *Der Hermaphrodit*, Frankfurt a. M. 1994 (es 1665); *Die Legende der Engel*, Frankfurt a. M. 1995; (Hg.) *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften*, Frankfurt a. M. 1994 und 1998 (stw 1355).

Michel Serres

Die fünf Sinne

Eine Philosophie
der Gemenge und Gemische

Übersetzt von
Michael Bischoff

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Les cinq sens. Philosophie des corps mêlés
© 1985 Editions Grasset et Fasquelle, Paris

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1389

Erste Auflage 1998

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen von

Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-28989-1

5. Auflage 2012

Inhalt

SEGEL, HÜLLE, SCHLEIER

Geburt	11
Tätowierung	17
Leinwand, Hülle, Haut	30
Hermes und der Pfau	43
Subtil	62
Variation	73
»Pelz«	78
Nebel	84
Der gemeine Sinn	88
Mischung, Enthüllung	103

KÄSTEN, BOXEN

Heilung in Epidauros	111
Dreierlei Hörbares	139
Sanft und hart	147
Passagen, Durchgänge, Übergänge	155
Zellen	184

TAFELN

Animalische Geister	205
Gedächtnis	228
Statue	254
Tod	269
Geburt	297

VISITE

Landschaft (lokal)	317
Ortsveränderung, Entfremdung (global)	344
Methode und Wanderung (global und lokal)	349
Umstände	380
Der gemischte Ort	417

FREUDE

Glas	423
Heilung in Frankreich	444
Signatur	454

*Für Jacques Axel,
mein Vorbild, was Weisheit
und Spürsinn betrifft*

Segel, Hülle, Schleier

Geburt

Tätowierung

Leinwand, Hülle, Haut

Hermes und der Pfau

Subtil

Variation

»Pelz«

Nebel

Der gemeine Sinn

Mischung, Enthüllung

Geburt

Feuer im Schiff bedeutet höchste Gefahr; es treibt dich hinaus. Das brennt, sticht, beißt, prasselt, lodert, stinkt; rasch breitet die Glut sich aus, will sich zum Herrn an Bord aufschwingen. Ein Brecher ist weniger gefährlich; man hat schon Schiffe mit gewaltigen Lecks in den Hafen zurückkehren sehen, bis zum toten Werk vollgeschlagen. Schiffe sind dafür geschaffen, das Meer zu lieben, draußen und selbst im Inneren; das Feuer bereitet ihnen Entsetzen: vor allem wenn die Munitionsbunker bis zum Rand mit Torpedos und Granaten gefüllt sind. Ein guter Seemann ist nur, wer auch ein guter Feuerwehrmann ist.

Die Brandschutzausbildung verlangt mehr und Härteres und Unerbittlicheres von ihm als alles, was sonst noch geschieht, damit er sich an das Leben auf See gewöhnt. Ich erinnere mich noch an ein paar Foltern, die uns zum Leben oder Überleben ein gewisses Verhältnis zu den Sinnen lehrten. Über endlose Leitern ließ man uns in tiefe, dunkle Schächte hinabsteigen; wir mußten durch lange, feuchte Gänge kriechen, bis wir eine niedrige unterirdische Kammer erreichten, in der ein ölgetränkter Lappen brannte. Lange mußten wir dort ausharren, unter den beißenden Rauch hingestreckt, das Gesicht auf den Boden gepreßt, regungslos, um die dicke Wolke, die auf uns lastete, nicht aufzuwühlen. Wenn unser Name aufgerufen wurde, durften wir hinaus kriechen, langsam und vorsichtig, damit keine unbeherrschte Bewegung dem Nachbarn die Luft nahm, weil sie die Rauchschwaden nach unten zog. Der Raum, in dem man atmen kann, bildet eine dünne Schicht gleich über dem Boden und bleibt relativ lange stabil. Den Atem anhalten können; den Abstand zu den Flammen oder zum Tod abschätzen; die Sekunden zählen, die noch bleiben; blind laufen und sich orientieren können; versuchen, dem allgegenwärtigen Gott der Panik nicht nachzugeben; gemessen dem Notausgang zuzustreben, den endlich zu erreichen man sich doch so wahnsinnig wünscht – das sind ein paar Dinge, die ich in- und auswendig beherrsche. Man halte das nicht für eine Lehrfabel; niemand sieht tanzende Schatten in einer Höhle, wenn ein Feuer darin brennt. Der Qualm beißt in die Augen, er füllt den Raum; er nimmt Ihnen den Atem. Sie

müssen sich hinlegen, blind. Man kann nur tastend nach dem Ausgang suchen; zur Orientierung bleibt nur der Tastsinn.

Vergebliches Wissen, solange der Tag des Zorns nicht wirklich gekommen ist – ohne Vorwarnung, eines Tages im Winter, auf dem Meer. Das Feuer brüllte auf wie ein Donner, entsetzlich; einen Augenblick später wurden die Schotten dichtgemacht. Ich bewunderte jene, die sich ohne nachzudenken in die Mannlöcher bei den Leitern stürzten. Ich hörte großen Lärm; an mehr erinnere ich mich nicht.

Plötzlich bin ich allein. Was ist passiert? Die Hitze in dem abgeschlossenen Raum wird unerträglich, droht mir das Bewußtsein zu nehmen. Ich muß raus. Die Tür hinter mir ist für immer geschlossen; die Handräder und Riegel auf der anderen Seite sind in die Position luftdichter Abschluß gebracht. Der dicke Qualm nimmt mir den Atem; ich liege auf dem schwankenden Boden, den die rauhe See heftig tanzen läßt. Das Bullauge dort, mir bleibt nur das kleine Bullauge. Ich stehe auf, ohne zu atmen, versuche hastig, die rostigen Keile zu lösen, die es verschließen. Sie geben nicht nach; sie sind nur selten benutzt worden, gewiß nur ein-, zweimal seit dem Stapellauf. Sie rühren sich nicht von der Stelle. Ich werfe mich wieder auf den Boden, schnappe dort unten nach Luft. Das Wetter wird stürmischer; es ist, als würde die Dünung kürzer. Ich stehe wieder auf, versuche mit angehaltenem Atem die Verriegelung zu lösen, und sie scheint langsam nachzugeben. Drei- oder viermal, ich weiß es nicht mehr genau, werfe ich mich wieder auf den Boden, und ebensooft, die Zähne zusammengebissen, die Muskeln verkrampft, bearbeite ich das verschlossene Fenster, mühe mich ab. Und plötzlich geht es auf.

Licht dringt herein und vor allem Luft, der wütende Wind, der den Rauch durcheinanderwirbelt und mir noch mehr den Atem nimmt; schnell stecke ich den Kopf durch die Öffnung. Ein scheußliches Wetter; brutal packt mich die Kälte; ich kann die Augen nicht öffnen in der eisigen Gischt, und es ist, als würden mir die Ohren abgerissen, die ich mir verletzt habe, als ich den Kopf hinausstreckte. Plötzlich krümmt mein Körper sich zusammen, will weiter in diesem heißen Gelaß bleiben. Ich ziehe den Kopf zurück, aber drinnen ersticke ich fast, höre schon kleine

Explosionen; das Feuer muß den Munitionsbunker erreicht haben. Ich muß raus, muß schnellstens hier verschwinden. Ich strecke den Kopf wieder hinaus, schiebe einen Arm, noch nicht die Schulter, nur die Hand und den Unterarm – der Winkel des Ellbogens hindert mich – in die enge Lücke zwischen meinem Hals und dem kupfernen Kragen, der das Bullauge einfaßt. Ich kann nicht hinaus, ich muß hinaus. Alles brennt, und mein Kopf ist wie Eis.

Lange genug blieb ich so hängen, bewegungsunfähig, zitternd, wie angenagelt, mit den Händen nach dem festen Halsring greifend, der mich einzwängte – lange genug, um nachzudenken, nein: lange genug, daß mein Körper ein für allemal lernte, im vollen Sinne »ich« zu sagen, in aller Wahrheit und ohne sich darin je wieder irren zu können. O ja, ohne sich jemals wieder irren zu können, denn dieses zähe, schwarze, heftige Nachdenken rettete mir das Leben.

Ich bin drinnen, verbrannt, verkohlt, nur der Kopf ist draußen, zu Eis geworden, zitternd, geblendet. Ich bin drinnen, ausgestoßen, ausgeschlossen; Kopf und Arm und eine Schulter, die linke voran, sind draußen in dem wütenden Sturm. Während drinnen die Flammen lodern und nach draußen schlagen, kommen der Kopf und die andere Schulter heraus, mit Mühe, das Ganze von einem Halsring aus Angst eingezwängt, und setzen sich dem Sturm aus. Ich bin noch nicht gerettet, bin noch nicht draußen, bin immer noch gefangen, bin ganz auf der einen Seite des Fensters; der kupferne Ring um die runde Öffnung im Rumpf des brennenden Schiffes ist kleiner als der Umfang meines zusammengedrückten Brustkorbs. Immer noch drinnen, auch wenn der Kopf und beide Schultern hinaus in den Winter ragen. Das Bullauge drückt den Brustkasten zusammen, daß mir fast die Rippen brechen. Ich werde sterben. Ich kann meine Füße nirgends abstützen, da hinter mir in der brennenden Hölle, in der ich immer noch bin; die an den Körper gepreßten Arme sind zu nichts nütze, wie Stroh, das man in ein Loch gestopft hat; ich komme nicht vorwärts und kann auch nicht zurück; ich werde ersticken. Entweder wird der Rauch mir die Luft nehmen oder der eisige Wind oder diese rostige Halskrause, ich weiß es selbst nicht zu sagen.

Dann ein großer Brecher, steiler und kürzer als die vorherigen,

und der Halsring wandert über meine Rippen. Gott sei Dank, ich bin draußen. Ich ziehe die kalte Luft in meine Lungen, daß mir fast die Sinne schwinden. Und gleich ein neuer Schreck: Der heftige Seegang dreht das Heck des Schiffes in eine wilde Sturzsee. Das Schiff neigt sich auf die andere Seite, und ich stecke wieder bis zur Brust in dem eisernen Ring, ich bin drinnen, immer noch. Es war, als wäre der Rumpf über einen Haufen Steine geschürft. Ein Stoß von der einen Seite befreite mich, ein Stoß von der anderen zog mich wieder in mein Gefängnis zurück.

Ich war drinnen, ich war draußen.

Wer, ich?

Jeder begreift das, und dazu bedarf es nicht einmal einer dramatischen Situation oder einer Katastrophe. Es genügt, durch eine kleine Öffnung, einen sehr engen Durchgang hindurchzumüssen oder in schwindelnder Höhe auf eine Rampe, einen Vorsprung zu treten, damit der Körper Alarm schlägt. Der Körper versteht es ganz von sich aus, »ich« zu sagen. Er weiß, wie weit ich jenseits der Reling bin; er weiß, wann ich draußen bin. Er mißt die Abweichung vom Gleichgewicht, greift unverzüglich regulierend ein, weiß genau, wann wir uns zu weit vorgewagt haben. Die Zönästhesie versteht es ganz von sich aus, »ich« zu sagen. Sie weiß, daß ich drinnen bin; sie weiß, daß ich freikomme. Der innere Sinn schreit das »ich« heraus, er ruft es, und manchmal brüllt er es. Von allen Dingen in der Welt nimmt der gemeine Sinn noch am ehesten Anteil am Körper.

Die Beine, die Schenkel, die Knie sind noch drinnen. Sie werden fast schwarz für mich. Das Becken passiert den Ring; sogar das Geschlecht, der Hintern, der Nabel, sie alle sind ohne Zweifel draußen, ich bleibe drinnen. Ich weiß, was das ist, ein Mensch ohne Beine; einen Augenblick lang glaube ich zu wissen, wie Phantomglieder sich anfühlen. In einem ganz bestimmten Augenblick, genau dem Augenblick nämlich, als der zerteilte Körper unter den allseitigen Stößen *ego* schreit, gleite ich hinaus, kann ich den Rest meines Körpers nachziehen, ziehe ich die Stücke nach, die drinnen geblieben sind, ja, die verstreuten Stücke, die plötzlich schwarz geworden sind durch den brutalen Umschwung des Eisbergs.

Die unregelmäßigen Stöße des beidrehenden Schiffes schleudern das »ich« abwechselnd auf die linke und die rechte Seite dieses Fensters der Hoffnung. Ich bin drinnen, ich bin draußen; das »ich«, im Schiff, kommt heraus in den eisigen Sturm. Die Brecher schieben oder ziehen den Körper ein paar Millimeter, ein winziges Stückchen. Der Körper kennt dieses Intervall; er weiß die Bewegungen ringsum abzuschätzen. Ich bin frei oder eingeschlossen, atme oder ersticke, werde vom Feuer drinnen verbrannt oder von dem scharfen Nordost draußen abgebeizt, bin tot oder lebendig. Ich gehe unter, oder ich existiere. Es gibt einen nahezu punktförmigen Ort, auf den der ganze Körper hinweist in der räumlichen Erfahrung des Durchganges. Das »ich« schwingt allseitig um diesen Punkt herum; es verlagert sich eindeutig von der einen Hälfte in die andere, wenn dieser Punkt von der inneren Seite der Einfassung auf deren äußere Seite gleitet.

Seit meinem Beinaheschiffbruch habe ich mir angewöhnt, diesen Ort die Seele zu nennen. Die Seele befindet sich an dem Punkt, wo das »ich« sich entscheidet.

Wir alle haben eine Seele, seit wir unser Leben aufs Spiel gesetzt und gerettet haben, damals, bei unserem allerersten Durchgang.

Als dieser Tag des Zorns zu Ende ging, begriff ich, welchen Sinn der Notruf »Rettet unsere Seelen!« hat. Es genügt, diesen Punkt zu retten. Ich war draußen, in der schrecklichen Kälte, als der Punkt durch das Halseisen glitt; davor war ich drinnen. Descartes hat nicht unrecht, wenn er sagt, Seele und Körper berührten einander an einer nahezu punktförmigen Stelle, aber er hat die Zirbeldrüse schlecht lokalisiert. Sie liegt irgendwo in der Gegend des Sonnengeflechts. Von dort aus erhellt oder verdunkelt sie den Körper, wirft sie Licht oder Schatten darauf, macht sie ihn durchsichtig und durchscheinend oder verwandelt sie ihn in einen schwarzen Körper. Innerhalb dieses Bereichs lokalisiert jeder sie dort, wo sein Körper es ihm sagt. Jeder sieht sie für immer an der Stelle, wo sie am Tag der Geburt fixiert wurde. Meistens vergessen wir sie; sie bleibt im Dunkel des inneren Sinnes, bis zu dem Tage, da das Wüten der Elemente uns – zufällig, schmerzhaft, angsterfüllt, glücklich – ein zweites Mal

geboren werden läßt. Kein schlechter Gedanke, wir wären an diesem Geburtstag Steuermann auf einem Schiff; so würden wir, wiederum gegen Descartes, bestätigt finden, daß ein Steuermann »ich« zu seinem ganzen Schiff sagt, vom Kiel bis hinauf zu den Mastspitzen, vom Rumpf bis zu den Spieren, daß die Seele seines Körpers in die Seele des Schiffes hinabsteigt, zum Schwerpunkt des Schiffes tief unten im lebenden Werk. Um sich von diesem Schiff freizumachen, muß man seine Seele im Bunker suchen gehen, dort, wo das Feuer wirklich gefährlich ist, wenn man in Seenot gerät.

Tätowierung

Die Seele wohnt an jenem nahezu punktförmigen Ort, an dem das »ich« sich entscheidet.

Die Turner erziehen ihre Seele, damit sie sich um sie herum bewegen, sich um sie herum einrollen können. Die Leichtathleten haben keine Seele; sie laufen oder werfen; aber die Hochspringer haben eine, die sie über die Latte werfen; sanft lassen sie ihren Körper der Bahn folgen, die ihre Seele nimmt. Der Unterschied zwischen Leichtathletik und Turnen – die Hochspringer einmal ausgenommen – beruht auf der Übung der Seele. Barren, Salto, Ringe, Bodenturnen, Trampolin, Turmspringen, das alles sind gleichsam Übungen einer experimentellen Metaphysik ähnlich dem Durchgang durch das kleine Bullauge, Übungen, in denen der Körper sich auf die Suche nach seiner Seele macht, in denen beide wie Verliebte miteinander spielen, um sich zu verlieren und wiederzufinden, in Gefahr und in Lust. Bei einigen Mannschaftsspielen ist es, als hätten die Spieler ihre Seele verloren und ganz auf ein gemeinsames Objekt übertragen, den Ball. Organisierend und äquilibrierend rollen sie sich um die nun kollektive Seele ein. Die metaphysische Praxis verwandelt sich hier in angewandte Soziologie.

Verliere deine Seele, um sie zu gewinnen; gib sie weg, um sie wiederzufinden.

Die nahezu punktförmige Seele enthüllt ihre räumliche Lage – ihre Lage im Schiff – durch ungewöhnliche Verschiebungen. Können wir sie nun, da dies klar ist, auf künstlichem Wege suchen? Diese Übung ist schon schwieriger.

Ich schneide mir die Nägel.

Wo entscheidet sich das Subjekt? Als Linkshänder nehme ich das Werkzeug in die linke Hand und lege die geöffneten Schneiden an die Nagelspitze des rechten Zeigefingers. Ich versetze mich in den Griff der Schere hinein, das »ich« befindet sich nun dort und nicht in der Spitze des Zeigefingers. Der Nagel: unbeholden vor der stählernen Schneide; die Hand: feinnervig und geschickt bei der Ausführung des Schnitts. Das Subjekt linke Hand bearbeitet das Objekt rechter Zeigefinger. Die linke Hand hat teil an mir, ist von Subjektivität durchdrungen; die rechte

Hand ist Teil der Welt. Wenn ich die Schere in die andere Hand nehme, verändert sich alles, oder nichts verändert sich. Das »ich« füllt meinen linken Zeigefinger ganz und gar aus; dessen Nagel schmiegt sich zärtlich und schamlos an die scharfe Schneide, während der Griff der Schere, der nun in meiner rechten Hand liegt, ganz von mir verlassen ist. Ein merkwürdiger Motor setzt die Maschine in Bewegung, und mein Zeigefinger bietet sich ihr an, zeichnet die Schnittlinie exakt vor. Auf der einen Seite schneide ich einen Nagel, auf der anderen schneidet mein Nagel sich selbst. Ein äußerer Beobachter braucht sich nur anzusehen, wie der Fingernagel sich der Schneide darbietet, wie geschmeidig oder ungelenk er sich beim Schneiden aufführt, wie präzise die Operation durchgeführt wird, dann weiß er über den Seelenzustand Bescheid, kennt den Ort, an dem die Seele sich gerade befindet, gleichsam im Gleichgewicht. Der Linkshänder hat seine Seele links, rechts ist er gleichsam ein schwarzer Körper, ein Bastard, ein Behinderter.

Das ist allerdings nicht überall so. Bei den Fußnägeln kommt es nicht zu dieser Umkehrung. In dieser Entfernung ist es immer noch der Körper oder immer noch die Welt. In dieser Entfernung macht die Seele sich davon. Kein Zeh berührt die Schneide, wie es die Seele meines linken Mittelfingers tut. Lassen wir die Werkzeuge beiseite.

Mit dem Mittelfinger berühre ich meine Lippe. In dieser Berührung liegt das Bewußtsein. Ich beginne mit seiner Untersuchung. Oft verbirgt es sich in einer Falte: Lippe an Lippe gelegt, die Zunge an den Gaumen gedrückt, Zähne auf Zähne gepreßt, geschlossene Augenlider, zusammengezogener Schließmuskel, zur Faust geballte Hand, ineinander verschränkte Finger, Unterseite des einen Oberschenkels auf die Oberseite des anderen oder einen Fuß über den anderen gelegt. Ich wette, der kleine monströse Homunkulus, dessen jeweilige Teile im Verhältnis zur Größe der Empfindungen stehen, wächst und schwillt an, wo es zu solchen Automorphismen kommt, wo das Hautgewebe sich auf sich selbst zurückfaltet. In der Berührung mit sich selbst erlangt die Haut Bewußtsein, und ebenso in der Berührung mit Schleimhäuten; desgleichen wenn Schleimhaut auf Schleimhaut liegt. Ohne solche Einfältelungen, ohne die Berührung mit sich

selbst, gäbe es keinen inneren Sinn, keinen wirklichen Körper, weniger Körpergefühl und kein eigentliches Körperschema; wir würden ohne Bewußtsein leben, glatt und stets in Gefahr, uns zu verlieren. Wir besitzen unempfindliche, gleichsam wüste und leere Flächen, über die das Bewußtsein flüchtig hinweggeht, ohne daß eine Erinnerung daran zurückbliebe. Bewußtsein stellt sich nur an den Stellen ein, die durch kontingente Singularitäten gekennzeichnet sind, an Stellen, an denen der Körper sich selbst tangiert.

Ich berühre meine Lippen mit dem Finger, meine Lippen, die bereits ihrer selbst bewußt sind. Ich kann gleichzeitig und nahezu unterschiedslos meinen Finger küssen und meine Lippen mit dem Finger berühren. Das »ich« vibriert auf beiden Seiten der Berührung, abwechselnd, und wirft plötzlich die andere Wand in die Welt zurück oder läßt, indem es plötzlich über diese unmittelbare Nähe hinweggeht, lediglich ein Objekt zurück. In der Geste des Fingers, der, auf die Lippen gelegt, Schweigen gebietet, spielt der Körper – lokal – mit der Seele Ball. Wer nicht weiß, wo seine Seele sich befindet, berührt seinen Mund, und auch dort erfährt er es nicht. Der Mund, der sich selbst berührt, macht sich seine Seele und vermag sie der Hand zu geben; die Hand, die sich ballt, vermag sich ihre blasse Seele zu schaffen und kann sie nach Belieben dem Mund geben, der sie bereits hat. Kontingenzen reiner Art.

Der Körper versteht es nicht immer und überall, Ball zu spielen. Es gibt Stellen, an denen eine solche Kontingenz nicht zu finden ist. Ich berühre meine Schulter mit der Hand, aber es ist nicht möglich, daß ich das Gefühl hätte, meine Schulter berührte meine Hand. Im Verhältnis zur Hand oder zum Mund bleibt die Schulter ein Objekt der Welt. Sie bedarf eines fremden Objekts, eines Felsens, eines Baumstammes, eines Wasserfalles, um selbst wieder zum Subjekt zu werden. Die Schulter hat keine Seele, außer im Verhältnis zu dem, was außerhalb des Körpers liegt. Versuchen Sie nun einmal selbst, herauszufinden, wo die Seele sich befindet, indem Sie die Ellbogen auf die Knie oder sonst ein Körperteil auf einen anderen legen. Das hat kein Ende, oder die Grenzen setzt allein die Feinheit Ihrer Empfindung.

Das Turnen ist der Anfang und die Voraussetzung der Metaphysik.